

HEYNE <

Über den Autor

Dieter E. Zimmer, geboren 1934 in Berlin, seit 1959 Redakteur der Wochenzeitung »Die Zeit«, lebt in Hamburg und Berlin; übersetzte Werke von Vladimir Nabokov, James Joyce, Jorge Luis Borges, Nathanael West, Ambrose Bierce, Edward Gorey u. a. Nach vornehmlich literarischen und literaturkritischen Arbeiten zunehmend Publikationen über Themen der Anthropologie, Psychologie, Medizin, Verhaltens- und Sprachforschung.

DIETER E. ZIMMER

So kommt der
Mensch
zur  **Sprache**

Über Spracherwerb, Sprachentstehung
und Sprache & Denken

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen.

Aktualisierte Neuausgabe 01/2008

Copyright © 2008 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de

Printed in Germany 2008

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-60065-2

Inhalt

Wie kommt der Mensch zur Sprache?	7
Die Sprache, die den Kindern zuwächst	12
Der lange Weg zum Satz	98
Die Grammatik-Erfinder	123
Links und rechts	145
Die sprechenden Affen	152
Wiedersehen mit Whorf – Sprache & Denken	165
Die Herkunft der Sprache	238
ANHANG	
Nachbemerkung	270
Bibliografie	272
Register	284

Wie kommt der Mensch zur Sprache?

Vor zweieinhalb Jahrtausenden machte der ägyptische König Psammetich I. ein wissenschaftliches Experiment – eins von der brutalen Art, die sich der modernen Wissenschaft verbieten. Er wollte die Frage klären, welches die Ursprache der Menschheit sei. Dazu ließ er zwei neugeborene Kinder in der Wildnis aussetzen, bei einem Ziegenhirten, der kein Wort zu ihnen sprechen durfte. Ihre einzigen Gefährten waren die Ziegen, die der stumme Hirt in ihre Behausung trieb und an deren Milch sie sich satt tranken. Würden sie von sich aus eine Sprache entwickeln? Welche? Nach zwei Jahren wurden sie zurückgeholt. Sie sagten *bek bek* – vermutlich ahmten sie nur das Meckern der Ziegen nach, den einzigen Laut, den sie je gehört hatten. »Als Psammetichos es nun auch selbst gehört hatte, erkundigte er sich danach, ob das Wort ›bekos‹ in irgendeiner Sprache etwas bedeutet«, erzählt Herodot, der den Vorfall überliefert hat. »Er erfuhr, dass die Phryger das Brot ›bekos‹ nannten.« Für den königlichen Psycholinguisten war damit der Fall entschieden: Das Phrygische musste die Ursprache der Menschen sein, die Phryger das älteste Volk.

Genau das gleiche Experiment schreibt der Chronist Salimbene von Parma dem Stauferkaiser Friedrich II.

zu – mit dem Unterschied, dass der feststellen wollte, ob die Kinder von sich aus Hebräisch, Griechisch, Latein, Arabisch oder, interessante Variante, die Sprache ihrer Eltern sprächen; dass sie ferner von Ammen aufgezogen wurden, die kein Wort an sie richten und ihnen keinerlei Zuneigung zeigen durften; und: dass sie alle starben, denn, so Salimbene, »sie vermochten nicht zu leben ohne das Händepatschen und das fröhliche Gesichterschneiden und die Koseworte ihrer Ammen und Näherinnen«.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache hat die Menschheit nicht losgelassen. Und zwar nach dem Ursprung im doppelten Sinn: Wie erwirbt der Einzelne seine Sprache? Und woher hat die Gattung Mensch sie? 1769 gewann Herder den Wettbewerb der Preußischen Akademie der Wissenschaften mit einem Essay, in dem er feurig die Ansicht vertrat, die Sprache sei entgegen traditioneller Annahme kein göttliches Geschenk an den Menschen, sondern dessen eigenes Werk. Ist sie göttlichen Ursprungs, so erübrigen sich alle weiteren Fragen nach ihrem Woher: Gott hat dann eben alles so gefügt. Ihre nicht göttliche Herkunft schloss Herder daraus, dass sie überhaupt nichts Engelhaftes, Überirdisches an sich habe – »Bau und Grundriss ... verrät Menschheit«. Ist sie aber menschlicher Herkunft, so kann und muss vernünftig nach ihrer Entstehung gefragt werden. Herder eröffnete also den Weg zu einer rationalen Erklärung der Sprachentstehung, und tatsächlich schossen seitdem mehr oder minder erleuchtete Spekulationen über die Entstehung von Sprache ins Kraut. Herder selber glaubte übrigens ihren Ursprung in der Nachahmung von Naturlauten entdeckt zu haben. Zu den ersten sprachlichen

Äußerungen der Menschheit gehörte seiner Meinung nach ein Gebilde wie *mähmäh*, das zunächst wie ein Verbum (im Sinn von »mähmäh machen«) und dann als Kennmarke – Herder selber sagte »Merkmal« – für das benutzt wurde, was *mähmäh* macht, also als eine Art Substantiv mit der Bedeutung »Schaf«, so wie die Kindersprache heute von *dem Mähmäh* spricht. Und die Dinge, die keinerlei Laute von sich gaben? Die selber stummen Dinge der Natur seien zu Namen gekommen, weil bestimmte Eindrücke beim Menschen bestimmte Lautvorstellungen hervorriefen. »Der Mensch erfand sich selbst Sprache, aus Tönen lebender Natur, zu Merkmalen seines herrschenden Verstandes.« Eine Theorie, die man respektlos als die Mähmäh-Theorie bezeichnen könnte.

Im Laufe der Zeit entstanden ungezählte, teils gelind absurde Theorien, später meist auf farbige Spitznamen getauft. Die Theorie, der zufolge die ersten menschlichen Wörter Nachahmungen diverser Naturlaute waren, nannte man Wauwau-Theorie. Außer ihr gab es die Aua-Theorie: Sprache sei aus stark gefühlsbetonten Ausrufen und Aufschreien hervorgegangen. Die Hauruck-Theorie: Am Anfang aller Sprache stünden die Ausrufe bei anstrengender gemeinsamer Körperarbeit. Die Dingdong-Theorie: So wie jedes Ding eine natürliche Resonanz habe, so bringe auch jeder Eindruck im Kopf einen charakteristischen Laut hervor. Die Tata-Theorie: Die Zunge mache die Handbewegungen der Gebärdensprache (etwa des Winkens) nach. Die Trarabumm-Theorie: Sprache habe mit rituellen Tänzen und Beschwörungen begonnen. Die Singsang-Theorie: Sprache sei aus Gesängen hervorgegangen (mit der Variante: aus festlichem Sang und Tanz).

Sie alle, und viele mehr, hatten denselben Schönheitsfehler: Sie konnten ebenso gut richtig wie falsch sein. Auf irgendwelche Fakten, die sie stützten, konnte keine verweisen. Im Grunde sprach nichts für sie. Vielleicht gerade darum war die »Glottogenese«, die Sprachentstehung, ein Lieblingskind der Spekulierer. Die Pariser Sprachgesellschaft erwehrte sich ihrer, indem sie 1866 in ihren Statuten die Annahme von Sprachentstehungstheorien (sowie von Vorschlägen für Weltsprachen) rundheraus verbot. Aber so sehr die glottogenetische Spekulation unter Wissenschaftlern auch in Verruf geriet – die Menschen konnten es niemals lassen.

Zu einer reputierlichen Beschäftigung wurde das Nachdenken über die Entstehung (die Phylognese) der Sprache erst wieder in den letzten Jahren. Denn nunmehr waren immerhin einige Fakten ans Licht gekommen, an denen man sich orientieren konnte. Seit den Fünfzigerjahren hatte die Paläoanthropologie große Fortschritte machen und in Umrissen klären können, wo der Prozess der Menschwerdung begann (in den Savannen Ostafrikas), unter welchen Umständen, in welchen Zeiträumen und Schritten er sich abspielte; dabei ließen sich auch einige der Fertigkeiten erschließen, die unsere stammesgeschichtlichen Vorläufer besessen haben müssen. Die Neurophysiologie hatte Näheres über den Zusammenhang von Gehirn und Sprache in Erfahrung gebracht. Nicht zuletzt hatte die Erforschung der Art und Weise, wie Tiere miteinander kommunizieren, erlaubt, die besonderen Eigenschaften der menschlichen Sprache genauer als je zu bestimmen. Auch dass es schließlich gelungen war, Menschenaffen immerhin die Ansätze einer Sprache beizubringen, ermutigte das glottogenetische

Nachdenken von Neuem beträchtlich – immer hatte ja die Sprache als jenes Merkmal gegolten, das den Menschen schärfer als alles andere von der Welt der Tiere trennte, und nun gab es auch hier eine evolutionäre Kontinuität. Die eine endgültige Wahrheit wurde dabei nicht gefunden, und nach Lage der Dinge wird sie es wohl auch nie. Aber wer heute über die Sprachentstehung nachdenkt, braucht auch nicht mehr nur zu raten. Er hat Anhaltspunkte.

Wenn sich die Sprachentstehung auch notwendig im Dunkel der Zeit verliert: Sehr viel eingehender und exakter lässt sich der Vorgang des Spracherwerbs (die Ontogenese der Sprache) beschreiben und erklären. Auf der ganzen Welt wurden und werden Kinder mit Notizblock und Rekorder belauscht. Ingeniöse Spiele werden erdacht, ihre Sprachbeherrschung zu testen. Es entstand, von der Öffentlichkeit nahezu unbemerkt, besonders in den letzten zehn, fünfzehn Jahren eine schier unabsehbare, zum Teil hochtechnische Literatur zum Thema Spracherwerb. Beschäftigte sich diese Forschung anfangs vorwiegend mit der englischen Sprache, so hat es in den allerletzten Jahren auch für das Deutsche und einige andere Sprachen eine Reihe von groß angelegten Spracherwerbsstudien gegeben.

Viele Fragen sind noch offen, aber wie sie zur Sprache kommen – die Menschen könnten es seit einigen Jahren sehr viel genauer wissen als je zuvor in ihrer ganzen langen Geschichte.

Die Sprache, die den Kindern zuwächst

erkundigte man sich beim sogenannten gesunden Menschenverstand, wie Kinder sprechen lernen, so bekäme man wahrscheinlich meist dies zur Antwort: Aber das sei doch ganz klar – Kinder hörten Erwachsene sprechen, sie machten nach, was sie hören, erst noch sehr fehlerhaft, dann aber immer getreuer, bis ihre Sprache schließlich der Erwachsenensprache gliche. Kindersprache sei defekte Erwachsenensprache. Es ist dies die populäre Imitationstheorie des Spracherwerbs, und klar ist an ihr überhaupt nur eines: dass sie nicht richtig sein kann.

Sie ist die volkstümliche Fassung der Spracherwerbstheorie des Behaviorismus, jener psychologischen Schule, die die angelsächsische Psychologie von den Zwanziger bis in die Sechzigerjahre dieses Jahrhunderts beherrschte, einer Psychologie, die vom Innenleben der Seele keine Notiz nahm, sondern sich nur für das beobachtbare Verhalten interessierte: welche Eingabe in den Schwarzen Kasten der Psyche welche Reaktion herbeiführt. Jedes Verhalten, so die Grundüberzeugung des Behaviorismus, wird gelernt. Sprache, so behauptete er, wird durch Assoziation, Imitation und Verstärkung gelernt. Assoziiert werden Dinge und Wörter, indem die Erwachsenen

zum Beispiel auf Dinge zeigen und dazu immer wieder das betreffende Wort aussprechen. Dies Verhalten imitieren die Kinder. Und wenn sie es richtig imitieren, werden sie belohnt – nicht durch eine Futterpille wie die Ratten und Tauben der behavioristischen Labors, im Fall des Menschen genügt schon ein leises freudiges Kopfnicken oder ein zustimmendes Lächeln. Eine solche Belohnung verstärkt das gezeigte Verhalten, und dieses setzt sich gegenüber allen anderen Verhaltensmöglichkeiten durch. So modelliert die Gesellschaft durch ihre selektiven Verstärkungen bestimmte Verhaltensweisen, auch eine bestimmte Sprache aus einem chaotischen Rauschen heraus. Was der Behaviorismus geflissentlich übersah, waren die vielen hochspezifischen spontanen Beiträge, die jene Black Box regelmäßig leistet, ehe irgendein Verhalten zustande kommt; kein komplexeres Verhalten bei Mensch wie bei Tier ließ sich restlos aus dem Input erklären. Gerade genauere Beobachtungen des Spracherwerbs trugen wesentlich dazu bei, dass der Behaviorismus seine führende Stellung preisgeben musste.

Würde Sprache wirklich auf diese Weise erworben, so müsste sie am Ende ganz anderer Natur sein: nämlich aus der Wiederholung und allenfalls dem Rearrangement dessen bestehen, was das Kind gehört und allmählich immer genauer kopiert hat. Aber eines der hervorstechendsten Merkmale der menschlichen Sprache ist es gerade, dass sie ständig Aussagen bildet, die noch nie jemand hervorgebracht hat und die also auch nicht durch Imitation erworben werden konnten. Auch Kinder in sehr frühen Stadien des Spracherwerbs sagen bereits, was sie noch nie gehört haben. Mit zwei Jahren sind gerade 20 Prozent ihrer Äußerungen direkte Nachahmun-

gen von Gehörtem, mit drei Jahren gar nur noch zwei Prozent. Sprache muss also auf eine ganz andere Weise gelernt werden.

Nachahmung (das Nachsprechen des Vorgesagten) spielt beim Spracherwerb also nur eine sehr untergeordnete Rolle. Grammatische Formen imitieren Kinder so gut wie nie. Was zumindest manche Kinder in manchen frühen Phasen des Spracherwerbs imitieren, sind Wörter. Aber es sind nicht jene Wörter, die sie noch nicht kennen; es sind vielmehr gerade jene, die sie bereits verstehen und die in Kürze auch in ihrer eigenen Sprache auftauchen werden, oder die sie verstehen und seit Kurzem, wenn auch unsicher, selber gebrauchen (Volterra u. a. 1979). Imitiert wird also gerade nicht, um Neues zu erfassen, zu lernen; imitiert wird in bescheidenem Umfang, um gerade Gelerntes aktiv zu üben. Noch schlagender aber wird die Imitationstheorie von der Tatsache entkräftet, dass auch taube Kinder plappern. Nie hören sie Sprache, können also auch keine je nachahmen. Ihr Gebabbel kommt sozusagen von innen.

Wenn die Sprache also nicht durch Assoziation, Imitation und Verstärkung erworben wird – wie dann? Offenbar lernt das Kind gar keine Einzelfälle von Sprachanwendung, sondern die Regeln, die den Einzelfällen zugrunde liegen; es lernt nicht die Oberfläche der Sprache, es dringt in deren Tiefe vor. Dazu muss es notwendig drei andere Schritte vollziehen: Induktion, Generalisierung und Erprobung. Induktion: Das Kind entnimmt der Sprache, die es zu hören bekommt, nicht nur Wörter, sondern auch grammatische Regelmäßigkeiten. Generalisierung: Es dehnt diese Regeln auf alle gleichartigen Fälle aus,

bildet sich also Hypothesen. Erprobung: Es testet seine Hypothesen, indem es selber Sätze nach den betreffenden Regeln hervorbringt.

Zum Beispiel »merkt« es (Induktion), dass Dingwörter hinten verändert werden, wenn von einer Mehrzahl die Rede ist. Es bildet sich, implizit, die Hypothese: Plurale werden durch Suffixe markiert. Ehe es sie ausprobieren kann, muss es noch ergründen, welche Suffixe infrage kommen. Es hört einen Satz wie *Hähne, die am Morgen krähen, frisst am Abend der Adler*. Jetzt generalisiert es: Wenn es *Hähne* heißt, wird es auch *Kämme* heißen und *Bähne*. Und nun kann es seine Hypothese erproben. Dabei fällt ihm auf, oder es wird von einem perfekteren Sprecher darauf aufmerksam gemacht, dass das in dem einen Fall richtig ist, in dem andren aber nicht. Um die verbliebene Unrichtigkeit zu beseitigen, muss es sich eine weitere Hypothese bilden und sehen, ob sie es näher an die Erwachsenensprache heranbringt. So tastet sich das Kind Hypothese auf Hypothese vorwärts.

Es ist dies ein dermaßen plausibles und unwiderstehliches Modell, dass es sicherlich eine Menge Wahrheit enthält. Viele Beobachtungen an der Kindersprache stimmen genau mit ihm überein. Immer wieder macht das Kind Fehler, die offensichtlich darauf zurückgehen, dass es aus seiner Warte etwas richtig macht: dass es Regeln anwendet, die es irgendwoher bezogen hat, aber die falsch sind oder noch zu grob. Ein Satz wie *Nein ata* ist keineswegs ein misslungener Versuch, »wir wollen nicht spazieren gehen« zu sagen. Er ist die richtige Konsequenz einer Hypothese über den Ausdruck der Negation, die ihrerseits noch nicht differenziert genug ist und nur in Fällen wie »geht ihr einkaufen? nein, spazieren« Sätze

erzeugte, die den Normen der Erwachsenensprache gerecht würden. Formen wie *nehm!* oder *singte* sind augenscheinlich Fälle falscher Generalisierung.

Aber reicht dies Modell aus, den Spracherwerb ganz zu erklären? Viele Linguisten meinen heute: Nein, es reicht nicht. Dagegen spricht vor allem, was die Sprachtheoretiker im Gefolge von Noam Chomsky die »Armut des Stimulus« nennen. Stimulusarmut heißt: Das Kind bekommt meist nur einen kleinen, zufälligen und oft sogar verstümmelten oder schadhaften Ausschnitt aus seiner Muttersprache zu hören, keineswegs aber das volle Sortiment aller ihrer grammatischen Möglichkeiten mit wohlgebildeten Beispielen für jede einzelne Regel, wenigen für die leichten, vielen für die schweren. Trotzdem genügt ihm das Angebot. Selbst wenig helle Kinder und solche, denen ihre Eltern nur dürftigen Sprachschutt vorsetzen, lernen wie von selbst eine komplette Grammatik. Ihr Output ist reicher als der Input. Es kommt, drastischer gesagt, mehr heraus, als eingegeben wurde. Die Frage ist, woher dies Mehr stammt. »Die Disparität zwischen Kenntnis und Erfahrung«, so formulierte es Chomsky (1972) selber, »ist vielleicht das verblüffendste Faktum der menschlichen Sprache. Es zu erklären, ist das zentrale Problem der Sprachtheorie.«

Beruhete aller Spracherwerb allein auf den drei Schritten Induktion, Verallgemeinerung und Erprobung, so müsste er wohl länger dauern, als er tatsächlich dauert, und sehr viel mehr Irrwege beschreiten. Denn jene Sätze, denen sich die richtigen Hypothesen entnehmen ließen, kommen teilweise nur selten vor; und die Sätze, die das Kind tatsächlich hört, lassen die verschiedensten Verallgemeinerungen zu.

Zum Beispiel könnte es durch den Vergleich von Sätzen wie *Der Hund bellt heute wieder; Bellt der Hund heute wieder?* zu der Hypothese verleitet werden, dass seine Muttersprache Fragen bildet, indem sie das dritte Wort an den Satzanfang rückt. Teilweise hätte es damit Erfolg. Ein Satz wie *Ist die Oma im Garten?* bestätigte ihm seine Hypothese. Aber *Im Oma ist Garten?* (als Frage zu *Oma ist im Garten*) wäre falsch, und falsch wären die allermeisten Fragesätze, die es sich mit dieser Hypothese bilden kann. Tatsächlich probiert es eine solche Hypothese niemals aus, und keine natürliche Sprache bildet Fragesätze auf diese Weise. Die richtigen Hypothesen erscheinen uns dermaßen natürlich und zwingend, dass wir Mühe haben, uns vorzustellen, wie viele nicht weniger vernünftige falsche Hypothesen ebenso gut möglich wären und zunächst ausgeschlossen werden müssten.

Eben solche Beobachtungen haben viele Linguisten zu der Auffassung geführt, dass das Kind irgendein Vorwissen mitbringen muss. Wenn es erst alle denkbaren Grammatiken durchprobieren müsste, käme es nie ans Ziel. Allen natürlichen Sprachen liege eine einzige und universale Grammatik zugrunde, und die rekonstruiere das Kind nicht aus dem unverlässlichen Sprachmaterial, das ihm angeboten wird. Vielmehr trage es sie im Keim von Anfang an in sich, und in der Zeit, in der es eine Sprache zu lernen scheint, reifen ihre Regeln eine nach der anderen in ihm. »Die diversen Prinzipien der Universalen Grammatik kommen nacheinander aufgrund eines spezifischen Reifungsplanes zum Vorschein, sodass die grammatischen Konstruktionen der Kinder in jedem Entwicklungsstadium von einem bestimmten Unter-Set universaler Prinzipien gelenkt (oder vielmehr begrenzt) werden ...

Dass seine Grammatik neu strukturiert werden muss, wird dem Kind klar, wenn ein neues Prinzip zum Vorschein kommt, gegen welches seine gegenwärtige Grammatik verstößt« (der Passauer Linguist Sascha W. Felix 1984). Das Kind vergleiche seine eigenen grammatischen Konstruktionen also gar nicht mit denen der Erwachsenen, um sie gegebenenfalls revidieren zu können. Es vergleiche sie vielmehr mit seinem eigenen, ihm neu zugewachsenen Wissen; und wenn sie in dessen Licht mangelhaft schienen, verabschiedete es sie. Nacheinander reifen einzelne grammatische Grundprinzipien in ihm so heran, wie auch sein Körper eine vorprogrammierte Reifung durchmacht.

Von diesem Standpunkt aus ist nicht »Lernen« und auch nicht »Erwerb« das richtige Wort für die Entwicklung, die die Kindersprache durchmacht. Das richtigere Wort wäre »Wachstum« oder »Reifung«. Das Kind »lernte« seine erste Grammatik nicht, es »erwürbe« sie auch nicht, sie wüchse oder reife in ihm. Noch klingt das höchst ungewohnt und ein wenig ungehörig: »Das Kind ist grammatisch ein ganzes Stück gewachsen ...« Aber es könnte durchaus zutreffen. Eine solche Sicht der Sprachentwicklung behauptet nicht, dass der Spracherwerb auch von allein und ganz ohne Input vonstatten gehen kann, ebenso wenig wie das dennoch genetisch vorprogrammierte Körperwachstum ohne Input vor allem in Form bestimmter Nährstoffe vonstattengehen kann. Sie meint nur, dass das Kind darum so sicher durch das hochkomplizierte Labyrinth einer Grammatik hindurchfindet, weil ihm ein angeborenes Vorwissen, ein genetischer Ariadnefaden von Anfang an all die vielen in die Irre führenden Abzweigungen erspart.

Hypothesenbildung und Hypothesenerprobung könnten sich so abspielen, wie das Modell es vorsieht. Nur der erste Schritt, die Induktion, wäre anders geartet. Dem Kind stünden sozusagen zwei verschiedene Informationsquellen zur Verfügung, eine äußere und eine innere. Beide führte es zusammen, indem es der äußeren Quelle jeweils jene Daten entnimmt, für die sein vorgegebenes Wissen es aufnahmefähig macht, so wie es auch nur jene Nahrung zu sich nimmt, die es verdauen kann.

Dem Menschen, so besagt diese Ansicht also, sind die grammatischen Regeln seiner Sprache bis in viele ihrer Einzelheiten hinein angeboren – oder vielmehr die allen menschlichen Sprachen gemeinsamen Grundregeln, denn das angeborene Wissen, worin immer es besteht, muss ja auf jede Sprache zutreffen, in der das Kind aufwachsen könnte. Diese Kerngrammatik aller natürlichen Sprachen muss es nicht erst lernen; es besitzt sie bereits, und nach einem vorgegebenen Plan entfaltet sie sich in ihm. Es muss nur noch herausfinden, welche Regeln der angeborenen Kerngrammatik die in seiner Muttersprache gültigen sind, um diese in Kraft zu setzen und die anderen, unbenötigten sozusagen verfallen zu lassen.

Dies ist der eine, der extrem nativistische Standpunkt. Der andere bestreitet, dass das Kind ein spezifisch sprachliches Vorwissen brauche. Es müsse nur die allgemeinen Strategien seines wachsenden Verstandes auf die Sprache anwenden, die es umgibt, und werde ihr so die in ihr gültigen Regeln entnehmen. Sein Verstand selbst, die Funktionen seines Gehirns sind natürlich von den Genen ausgelegt, und genetisch programmiert ist ihre Reifung. Mittelbar ist der Spracherwerb also auch in dieser Sicht genetisch bedingt. Nur glaubt sie, ohne besondere gene-

tische Programme auszukommen, die ausschließlich linguistischen Zwecken dienen, also zu nichts anderem bestimmt sind als zur Konstruktion einer Grammatik.

Andere vertreten schließlich einen Standpunkt dazwischen: Dem Kind müssten keine grammatischen Regeln angeboren sein, sondern nur eine Handvoll von Arbeitsprinzipien, mit denen es an jede gehörte Sprache herangeht und die es in die Lage setzen, sie ohne Irrwege richtig zu analysieren. Ein Anwalt dieses mittleren Kurses ist etwa der kalifornische Linguist Dan I. Slobin, und eins der mutmaßlichen angeborenen Arbeitsprinzipien, die er ausgemacht zu haben glaubt, lautet beispielsweise: Achte auf die Enden der Wörter, sie enthalten oft wichtige Informationen!

Aber wie auch immer die Vorgabe beschaffen ist, die dem Kind den Erwerb seiner Erstgrammatik erleichtert: Ob ihm eine Kerngrammatik angeboren ist, ein Satz von Arbeitsprinzipien, mit deren Hilfe es jeder Sprache die in ihr gültigen Regeln rasch und sicher extrahiert, oder nur allgemeine Denkmechanismen, die ihm Zugang zu jeder Grammatik verschaffen – in einem noch viel elementarerem Sinn ist Spracherwerb ohne genetisches Vorwissen völlig unvorstellbar.

Natürlich weiß das Kleinkind explizit noch gar nichts. Aber es tut seine ersten Schritte in das Neuland der Sprache, als wüsste es bereits, was eine menschliche Sprache ist. Sein Gehirn ist offensichtlich so angelegt, so verschaltet, »verdrahtet« sagt man gern, dass es die Grundeigenschaften der Sprache, die es erwerben wird, nicht erst lange ergründen muss. Welches diese Grundeigenschaften sind, wurde erst in den letzten Jahrzehnten klar, als man die menschliche Sprache mit den verschiedensten

Formen tierischer Kommunikation vergleichen konnte. Diese Grundeigenschaften nannte der amerikanische Anthropologe Charles Hockett (1966) *design features* (so etwas wie Wesensmerkmale). Sie charakterisieren alle menschlichen Erwachsenensprachen. In den Sprachen der Tiere, und auch noch in der Sprache der Kinder, fehlen immer einige von ihnen. Die sechs wichtigsten dieser universalen Grundmerkmale sind die Folgenden.

1. Sprache ist akustisch. Möglich wären auch ganz andere Sprachen, die nicht weniger reichhaltig sein müssten. Taubstumme müssen auf Gebärdensprachen ausweichen; es gibt Schriftsprachen, deren Zeichen Begriffe symbolisieren und nicht Laute. Aber die normale menschliche Sprache ordnet Bedeutungen eben Laute zu und nicht Gesten oder Bildzeichen oder Gerüche, und schon das neugeborene Kind unterscheidet Sprachlaute von Musik und anderen Geräuschen und Klängen, hat also ein »Ohr« für die gesprochene Sprache, »weiß« vor allem Wissen, dass es mit den Sprachlauten etwas Besonderes auf sich hat.

2. Tier-»Sprachen« handeln meist vom Jetzt und Hier. (Eine erratische Ausnahme ist die Sprache der Bienen, ein authentisch symbolischer Code, der den Volksgenossen von der Lage entfernter Blüten berichtet.) Das morgendliche Krähen des Hahns besagt: Hier bin ich mit meinem Harem, mach, dass du wegstommst, Fremdling, der du dich vielleicht in meine Nähe verirrt hast. Das Ducken der Henne vor dem Hahn sagt: Gut, so tritt mich denn. Ihr seitliches Weggehen: Jetzt bin ich dazu nicht aufgelegt. Die menschliche Sprache aber kann ebenso gut auch von dem handeln, was in Raum oder Zeit fern ist, von Milchstraßen, vom Urknall, vom Wärmetod. Sie ist

nicht situationsunmittelbar. Sie handelt gleich bereitwillig von dem, was es gar nicht gibt, jedem erdachten Xanadu – ihre Fähigkeit zur Lüge ist übrigens ein weiteres ihrer Grundmerkmale.

3. Die menschliche Sprache ist doppelt durchstrukturiert. Dank dieser Eigenschaft kann sie aus einer geringen Zahl von Lauten eine unendlich große Zahl von Aussagen herstellen. Die untere der beiden Strukturebenen ist die der Laute: Eine sehr kleine Zahl von Lauten, die selber gar nichts bedeuten – insgesamt sind es nicht mehr als sechzig, in der deutschen Sprache etwa dreißig –, bringt durch verschiedene Kombinationen die kleinsten Bedeutungseinheiten hervor, die Morpheme, sozusagen die Kerne der Wörter. Die zweite Strukturebene ist die der Syntax: Sie regelt, wie die Morpheme zu Bedeutungen höherer Ordnung zusammengestellt werden. Man könnte sich eine gar nicht durchstrukturierte Lautsprache denken: Für jede Bedeutung brauchte sie einen anderen Laut – und könnte dann natürlich nur so viele Bedeutungen ausdrücken, wie der Stimmpapparat Laute hervorbringen kann, wäre also zu äußerster Armut verurteilt. Oder eine nur einfach durchstrukturierte Sprache: Jede Bedeutung würde durch eine andere Kombination von Lauten ausgedrückt, sie bestünde sozusagen nur aus Wörtern. Sollte eine solche Sprache immer mehr und subtilere Bedeutungen ausdrücken, so müssten ihre Wörter länger und länger werden; viel könnte also auch sie nicht ausdrücken.

4. Sprache besteht aus scharf gegeneinander abgegrenzten, »diskreten« Einheiten. Denkbar wären auch kontinuierliche Sprachen, zum Beispiel solche, in denen sich die Bedeutungen mit den gleitenden Übergängen



Dieter E. Zimmer

So kommt der Mensch zur Sprache

Über Spracherwerb, Sprachentstehung, Sprache & Denken

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-60065-2

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2007

Wie kommt der Mensch zur Sprache? Der Wissenschaftsjournalist Dieter E. Zimmer hat sich mit dem Spracherwerb des Kindes beschäftigt, mit der Sprachentstehung in der Menschheitsgeschichte und dem umfassenden Thema des Zusammenhangs zwischen Sprache und Denken. Es gelingt ihm, die oft schwer verständlichen Erklärungsmodelle in klare Worte zu fassen und die besonderen Eigenschaften der menschlichen Sprache allgemeinverständlich zu erklären.

 [Der Titel im Katalog](#)